Nr. 42 1933

Illustrierte Weltschau

Beilage zur Deutschen Rundschau in Polen

Herausgeber: A. Dittmann T. z o. p., Bromberg. — Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse, Bromberg



Die Schar marschiert

„Es wirbeln die Trommeln,
Es rufen die Fahnen,
Die Pfeifen jauchzen im Stürmerschritt.“

AN



Zeitereignisse im Bild

Zum Kampf um Deutschlands Gleichberechtigung

Der Austritt des Deutschen Reiches aus dem Völkerbund und aus der Abrüstungskonferenz in Genf, der eine natürliche Folge der unwürdigen Behandlung Deutschlands bei den diesbezüglichen internationalen Verhandlungen war, ist der Abschluß eines politischen Zeitabschnittes, in dem Deutschland friedenswillig und aufbaubereit bis zum letzten immer wieder nur das natürliche Recht gesucht, im Bunde der Völker Gleicher unter Gleichen zu sein. Die Weigerung der hochgerüsteten Staaten, ihre im Versailler Vertrag festgelegte Verpflichtung auf eine allgemeine Abrüstung einzulösen, hatte nun den Schritt des Deutschen Reiches zur Folge, für den jeder rechtlich denkende und ehrliebende Ausländer volles Verständnis haben sollte.



Links: **Ein geschichtlicher Augenblick: Die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund am 8. September 1926.** Der damalige Reichsaußenminister Stresemann spricht zum erstenmal zum Völkerbund und leitet damit einen Zeitabschnitt grenzenloser Enttäuschungen für Deutschland und mehr oder weniger geschickt verkleideter Demütigungen Deutschlands durch den Völkerbund ein



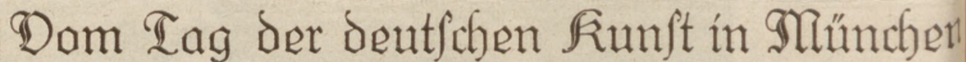
Unten: **Das Gebäude der Abrüstungskonferenz in Genf,** das zu verlassen die Deutschen durch die abrüstungsfeindliche Haltung der hochgerüsteten Mächte gezwungen wurden







Die deutschen Köpfe der Abrüstungskonferenz, die seit Bestehen der Abrüstungskonferenz, mehrfach persönlich unterstützt vom Reichsaußenminister Freiherrn von Neurath, den deutschen Standpunkt auf Gleichberechtigung in Genf vertreten haben. Links: Generalleutnant Schönheinz, der militärische Berater der deutschen Delegation. Links: Der Führer der Abordnung, Botschafter Nadolny. Rechts: Der Sachverständige für Marinefragen, Vizeadmiral Freiherr von Freyberg-Ellmendingen



Vom Tag der deutschen Kunst in München





Oben und rechts: **Der Festzug in der Ludwigstraße am letzten Sonntag**

Der Führer Adolf Hitler hat bei der Grundsteinlegung die Grundsteinschrift versenkt





Deutsche Kunst braucht Lebensraum.

Der Künstler, besonders der bildende, und der monumentale Maler braucht, um wirken zu können, große Aufgaben. Die preisgekrönten Entwürfe Professor Ernst Pfannschmidts zur Ausschmückung des großen Festsaales im Rathaus zu Berlin-Schöneberg beweisen, daß auch heute noch die volksbewußte, auf große ornamentale Wirkung gerichtete Kunst in schöpferischen Leistungen lebendig ist. — Oben: Einer der mit dem 1. Preis des Vereins Berliner Künstler ausgezeichneten Entwürfe zur Ausschmückung des Schöneberger Rathauses. — Rechts: Professor Ernst Pfannschmidt, der Träger des 1. Preises



Die deutschen Städte standen am letzten Sonntag im Zeichen der Handwerks-Werbewoche. Auch durch die reichgeschmückten Straßen der Havelstadt Potsdam bewegte sich ein vielseitig und originell zusammengestellter Festzug, der alle Arten des deutschen Handwerks in wirkungsvollen Gruppen und Festwagen versinnbildlichte

Oben: Ein Riesenschlüssel als Sinnbild des Schlosserhandwerks im Potsdamer Festzuge

Unten: Der Wagen der Zimmerleute am Nauener Tor



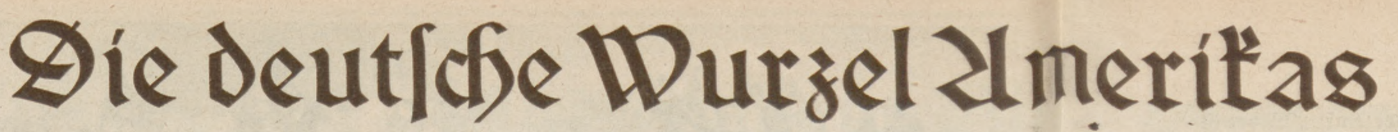


Musikalischer Besuch aus Klingenthal in der Reichshauptstadt. 180 Kinder aus der „klingenden Stadt" in Sachsen, dem Mittelpunkt der deutschen Musikinstrumentenindustrie, sind kürzlich in Berlin eingetroffen, um hier Werbekonzerte für ihre notleidende Heimat zu veranstalten. — Einer der kleinen Musikanten beim Massenkonzert im Lustgarten

Rechts: **Vom Winzerfest in Braubach am Rhein.** Die Winzerjugend verläßt die Marksburg, um ihre Tanzvorführungen zu beginnen

Unten: **Von der Celler Hengstparade 1933,** der großen Jahresschau des Landgestüts Celle. Der hannoversche Fuchshengst „Dürer I" wird von Gestütswärter Dröscher in Freiheitsdressur vorgeführt





Die deutsche Wurzel Amerikas

Zur Gründung Germantowns bei Philadelphia am 24. Oktober 1683

Kupferstich aus der Zeit der ersten europäischen Ansiedlung in Amerika. — Nachtlager am Rand des amerikanischen Urwaldes

Immer wieder stößt der Deutsche, der heute Familienforschung treibt, auf Glieder seines Ahnenstammes, die nach Amerika ausgewandert sind. Würden aber erst die Amerikaner selbst solche Forschungen anstellen, offenbarte sich vielleicht die überraschende Tatsache, daß selbst in amerikanischen Familien, die heute angelsächsische Namen tragen, von Ahnen her vielfach deutsches Blut eingeströmt ist, ja manche rein deutsche Urahnen haben. Und das ist weiter nicht verwunderlich, wenn wir uns vor Augen führen, daß bei Beginn des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges 1775 Pennsylvanien allein bereits 110000 deutsche Einwohner zählte. Um eine Viertelmillion Deutsche siedelten damals schon in den nordamerikanischen Kolonien. Allein im 19. Jahrhundert sind mehr als fünf Millionen Deutsche in Amerika eingewandert, und 1900 wurde der Anteil deutschen Blutes im amerikanischen Volke auf 19 Millionen, das bedeutet mehr als ein Viertel der weißen Bevölkerung, geschätzt. Neben dem Angelsachsentum sind die ihnen stammverwandten Deutschen die Hauptwurzel, aus der die amerikanische Nation zu ihrer stolzen Größe und Weltmacht emporgewachsen ist.

Wenn diese Tatsache nicht augenfällig in Erscheinung tritt, dann liegt das darin, daß die deutschen Auswanderer sprachlich und damit auch völkisch meist im Angelsachsentum aufgegangen sind. Die Deutschen waren ein außerordentlich hochwertiger Zustrom, das beweist die Geschichte Amerikas, in der von Deutschen oder deutschblütigen Amerikanern so manches unvergängliche Ruhmesblatt kündet.

Der erste Deutsche, der die deutschen Auswanderer planmäßig ansiedelte, war Franz Daniel Pastorius (Schäfer), ein junger Rechtsgelehrter aus Franken. Er führte die 13 Krefelder und Mühlheimer Familien, die auf der „Concord" am 6. Oktober 1683 bei Philadelphia (Ort der Bruderliebe), einer Gründung des englischen Quäkers William Penn, an der Mündung des Delawarestromes landeten und Germantown (Deutschenstadt) begründeten. — Außerordentlich eindrucksvoll und wichtig für die Familienforschung auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans sind die Namen, die Alois Nießner in seiner Schrift „Die erste Deutsche Ansiedlung in Amerika", zur 225jährigen Jubelfeier der Stadt Germantown 1908 veröffentlichte. Die auf gründliche Quellenkenntnis aufgebaute Schrift nennt als erste deutsche Ansiedler in Amerika aus Mühlheim die Familien Levering, op de Trap, Klostermann, Lindermann, Haberdinck, Renberg, Hermanns, Jansen, Evert, in den Hoffe, aus Krefeld: Seimens, van Bebber, Umstat, Hosters, Tyson (Thießen), Dors, Kuster, de la Plaine, aus Mörs: Rutter, Siverts, Scherkes, van Aaken, aus Neuwied Brouwer, und aus Köln nennt er den berühmten Silberschmied Jan Neuß, aus dem Rheinland: Elsen, Buchholtz, Bossen, Hanselmann. Heute, da viele Deutsche ihren Stammbaum erkunden, ist diese Schrift ein Quellenwerk. Diese Familien nahmen den Kampf gegen den amerikanischen Urwald am Delawarestrom auf, lebten zuerst in den einfachsten Verhältnissen, so daß Germantown auch Armentown genannt wurde. Die Ansiedler waren meist Weber. Ihre Kunstfertigkeit war berühmt. Germantown, das heute ein schönes Villenviertel von Philadelphia ist, zählt manchen berühmten Mann zu den Seinen, so Thomas Gottfried (Gottfrey), den Erfinder des Quadranten, David Rittenhausen, den Nachfolger Franklins in der Präsidentschaft der Philosophischen Gesellschaft in Philadelphia und Direktor der ersten Münze der Vereinigten Staaten, Christoph Sauer, der 1739 die erste deutsche Zeitung auf amerikanischem Boden druckte, den ersten deutschen Kalender und die erste deutsche Bibel in Amerika herausgab, und Peter Kunders, der die erste Dampferlinie zwischen England und Amerika ins Leben rief und als Pair von England sein verdienstvolles Leben beschloß.

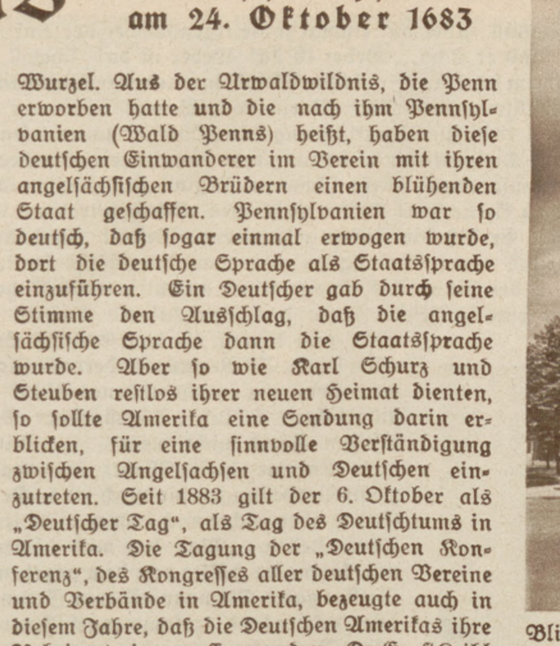
Deutschland kann stolz auf diese Männer und ihre Nachkommen in Amerika sein. Amerika aber verdankt seine heutige Blüte auch dieser kraftvollen deutschen Wurzel. Aus der Urwaldwildnis, die Penn erworben hatte und die nach ihm Pennsylvanien (Wald Penns) heißt, haben diese deutschen Einwanderer im Verein mit ihren angelsächsischen Brüdern einen blühenden Staat geschaffen. Pennsylvanien war so deutsch, daß sogar einmal erwogen wurde, dort die deutsche Sprache als Staatssprache einzuführen. Ein Deutscher gab durch seine Stimme den Ausschlag, daß die angelsächsische Sprache dann die Staatssprache wurde. Aber so wie Karl Schurz und Steuben restlos ihrer neuen Heimat dienten, so sollte Amerika eine Sendung darin erblicken, für eine sinnvolle Verständigung zwischen Angelsachsen und Deutschen einzutreten. Seit 1883 gilt der 6. Oktober als „Deutscher Tag", als Tag des Deutschtums in Amerika. Die Tagung der „Deutschen Konferenz", des Kongresses aller deutschen Vereine und Verbände in Amerika, bezeugte auch in diesem Jahre, daß die Deutschen Amerikas ihre Urheimat nie vergessen werden. Dr. Ernst Leibl



Blick auf die Quäkerstadt von Philadelphia. — Eingang zum Fairmount-Park mit den Denksäulen vom Weltkrieg. Im Hintergrund das Philadelphia-Museum

Rast in der neuen Heimat Amerika. — Kupferstich aus der amerikanischen Erschließungszeit





EINST und JETZT

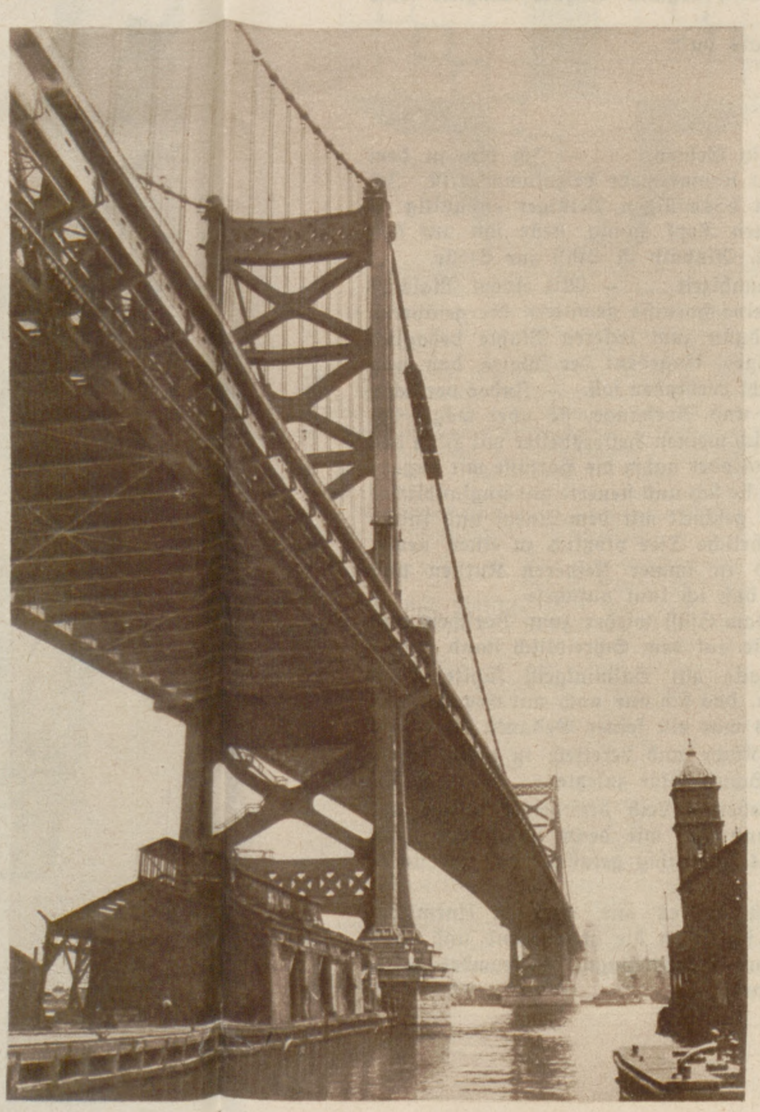
So sah Germanopolis bei Philadelphia, später Germantown genannt, in seinen Vorväterzeiten aus. Heute ist es ein schönes Villenviertel der Riesenstadt Philadelphia, in der Wolkenkratzer (rechts) das Straßenbild beherrschen



Die Lagune gegenüber der Schatzinsel in Philadelphia



Links: Nordamerikanisches Hochgebirge mit seinem herrlichen Baumwuchs



Rechts: Die Brücke über den Delawarestrom in Philadelphia



Unten: Urwaldriesen aus Pennsylvanien



Unten: Das riesige Gelände der Weltausstellung in Philadelphia mit Stadion (rechts im Bild), dem Pennsylvanischen Ausstellungsgebäude und anderen bedeutsamen Bauten gibt einen Begriff von der Bedeutung der einstigen Quäkerstadt

Ein verlorenes Lied

Von Stephan Georgi

„O mein herrliches deutsches Vaterland! Wie muß ich dich lieben, wie muß ich für dich schwärmen, wäre es nur, weil auf deinem Boden der ‚Freischütz' entstand! Wie muß ich das deutsche Volk lieben, das den ‚Freischütz' liebt, das noch heute an die Wunder der naiven Sage glaubt. Ach, du liebenswerte deutsche Schwärmerei! Du Schwärmerei vom Walde, vom Abend, von den Sternen, vom Monde, von der Dorfuhrglocke, wenn sie sieben schlägt! Wie ist der glücklich, der euch versteht, der mit euch glauben, fühlen, träumen und schwärmen kann! Wie ist mir wohl, daß ich ein Deutscher bin!" schreibt Richard Wagner in seinem Pariser „Bericht nach Deutschland".

An dem naßkalten 7. Februar, der im Jahre 1826 über Dresden lag, nahm um sieben Uhr früh in der Reisekutsche, in der schon wartend der Flötist Fürstenau saß, ein blasser, schmächtiger Mann Platz. Über dem auffallend schmalen Gesicht mit der geschwungenen Nase und den eingefallenen Wangen wellten sich ein paar dunkle Haarsträhnen auf die hochstrebende Stirn; um ein wenig ragten die Zipfel der seidenen Halsschleife aus dem dicken Mantel hervor, der kranke Schmalbrüstigkeit wärmend umhüllte, und wollene Decken, von liebevollen, vor Erregung zitternden Frauenhänden ausgebreitet, bedeckten die hageren Beine, von denen das eine beim Gehen kaum merklich nachschleifte. Ein Medikamentenkästchen, ein englisches Vokabularium und einige Notenhefte vervollkommneten das notwendige Reiseinventar. — Der Kranke reichte der Frau, die tapfer, mit zusammengebissenen Zähnen, ihre Beherrschung erzwang, die Hand. „Getrost, Lina, es ist dieselbe Kutsche, die uns vor ein paar Jahren zum Freischütz-Sieg nach Berlin führte. Sie wird mich auch diesmal zum Erfolg tragen."

Freundeshände streckten sich dem Abreisenden entgegen. Mit einem liebenswürdigen Lächeln dankte er für alle Hilfeleistungen; den letzten, mahnend-beschwörenden Worten gegenüber aber schüttelte er wehrend den Kopf und erwiderte leise, damit es die Frau nicht höre: „Das ist alles gleich. Ob ich reise, ob ich nicht reise, ich bin in einem Jahre ein toter Mann. Ich folge einem lohnenden Rufe. Reise ich, so haben Frau und Kinder zu essen, wenn ich tot bin, während sie hungern, wenn ich bleibe. Das ist alles gleich: ich gehe nach London, um dort zu sterben." — Der Kutscher knallte mit der Peitsche durch den stillen Morgen. Eine schmale, weiße Hand zog den Schlag zu. — Mit dem Aufschrei: „Ich habe seinen Sarg zuschlagen hören!" brach die Frau zusammen.

Das eine stimmte: Das Covent-Garden-Theater verfügte über wertvolle Bühnenkräfte. — Auch der hüstelnde Kranke, der in der Eckloge saß, nickte hoffnungsvoll vor sich hin. Aber dennoch — andere Menschen, ein anderes Volk, Fremde. Wie würde man ihn, den Deutschen, hier aufnehmen? Gewiß, auch hier war seine Siegesoper bekannt; aber würde man nun auch die neue. . . Er sah durch das dunkle Haus, das tausend Hoffnungen, tausend Zweifel in sich trug, wie ein Spieler, der nur noch einen einzigen Trumpf in der Hand hat. — — — — —

In der Pause lehnte er sich über die Brüstung. Hier, in der fremden Weltstadt kannte ihn ja wohl kaum jemand. Aber auf einmal tönte irgendwoher der Ruf: „Weber ist da!" Da und dort fand er Echo. „Weber ist da! Weber ist da!" schwoll es an. Ein spontaner Beifallssturm setzte ein; Freischütz-Melodien wurden gesungen und gepfiffen.

Eine Nation bewillkommnete Karl Maria von Weber.

Der am 12. April 1826 zur Uraufführung des „Oberon" unter tosendem Jubel der Londoner das Dirigentenpult betrat, war bereits ein Sterbender. Aufs äußerste riß er sich zusammen; allein schon zu Beginn des zweiten Aktes fühlte er, wie von Szene zu Szene seine Kräfte nachließen. Schweiß trat auf seine Stirn; die Arme zitterten. Er biß die Zähne zusammen. Weiter! Nach dem zweiten Akt nahm der Beifall einen Umfang an, wie man ihn bisher in London noch nicht erlebt hatte. Aber hinter des Komponisten anmutig-verbindlichem Dankeslächeln kauerte wie eine gräßliche Fratze das Bewußtsein: Das ist das Letzte. Was nun kommt, ist das Ende. — So dirigierte er im letzten Akt Rezias wundervolle Arie „Traure, mein Herz, um entschwundenes Glück" bis zu dem stillgefaßten Schluß „Abgestorbner Baum scheut gift'gen Hauch nicht mehr". — Mit Aufwand aller Energie hielt Weber die abgeschlossenen zwölf Vorstellungen hindurch aus. Der klingende Ertrag aber reichte noch immer nicht, seine Familie sicherzustellen. „Man hat mich übervorteilt, hat mir kaum die Hälfte von dem gegeben, was man Rossini gab." Die paar näheren Freunde trösteten den erschreckend zusammengefallenen Kranken. „Das Benefizkonzert wird es bringen. Die Deutschen in London werden ihren Landsmann nicht im Stich lassen." — Am Benefiztage, dem 26. Mai, war das Haus nahezu leer. — Fassungslos starrte der Fieberfröstelnde in den öden Raum. Verzweiflung griff ihn an, schale Bitterkeit und grenzenlose Niedergeschlagenheit. Wo waren sie, die an seinem Benefiztage bei ihm sein sollten, bei ihm sein mußten, wenn es Deutsche waren? Seine unnatürlich glanzweiten Augen hoben aus dem öden Raum den massigen Schinkelbau am Berliner Gendarmenmarkt hervor, in dem er seinen unvergleichlichen Freischütz-Sieg errungen, den alles beherrschenden Italiener Spontini von seinem Musikthron heruntergeholt, den unverrückbaren Grundstein für alle kommenden deutschen Opern gelegt hatte. Und nun . . .? — Müde, gebrochen begleitete er in letzter Pflichterfüllung Miß Stephens zu seinen Liedern und den Tenor Braham. Dann, entgegen dem Programm, setzte er sich noch einmal allein an den Flügel und spielte. Spielte etwas, was niemand kannte, wofür es noch keine geschriebene Noten gab, etwas, was er vor einer Stunde selbst noch nicht gewußt hatte. Etwas bitter, verwundet Klagendes in Moll; etwas aufrüttelnd Anklagendes, Lapidares in Dur. Aber es waren nur sehr wenige, die hätten heraushören können, was ein im fremden Lande verlassener Deutscher den Deutschen zu sagen hatte. — Wenige Tage später umstanden im Hause des Hofkapellmeisters Sir George Smart einige treue Freunde das Sterbebett. Mit unveränderter verbindlicher Liebenswürdigkeit dankte Weber für Treue und Hilfe. Dann bat er sie, hinauszugehen.

Eine schmale, weiße Hand löschte das Licht aus.

Als achtzehn Jahre später Webers sterbliche Überreste mit feierlichem Gepränge von London nach Dresden überführt wurden, begann Richard Wagner seine unvergeßliche Weiherede mit den Worten:

„Nie hat ein deutscherer Musiker gelebt als du!"

Das einzig Lebendige: Eine Katze in der heißen Sonne Spaniens

Sssisi, die letzte Fliege

Von Hans Bongardt

Sssisi war ein Weibchen und so durch besondere Talente zu schikanieren ausgezeichnet. — Unsere erste Begegnung war eigenartig: Just in dem Augenblick, da ich mir auf Grund meiner neuerrungenen Weltanschauung geschworen hatte, auf die zappeligen Menschen und ihren Kleinkram mit überlegener Ruhe herabzublicken wie der Fakir auf den Kuli und mich durch keine Bosheiten aus dem Gleichgewicht bringen zu lassen — in demselben Augenblick ging Sssisi zum Angriff über und warf meine Grundsätze wie ein Kartenhaus über den Haufen. — Obschon sich in meinem Studierzimmer tausenderlei Dinge fanden, auf denen sie in Ruhe ihre Bosheiten aushecken konnte, hatte sie es in infamer Weise auf mich abgesehen. Sie umschwirrte drohend meine Nasenspitze, durchwühlte mein spärliches Haar, trampelte auf meinem empfindlichen Scheitel herum und verschmierte mir schließlich das Manuskript. — Ich hatte nun in langweiligen Sitzungen reichlich Gelegenheit gefunden, die Lebensgewohnheiten der boshaften Tiere gründlich zu studieren und es durch fortgesetzte Übung im Fliegenfang zum Rekord gebracht. So leicht entging meiner hohlen Hand eine gewöhnliche Fliege nicht. — Sssisi aber war noch behender als ich und durchschaute meine Pläne bereits vor ihrer Durchführung, wie ein überlegener Schachspieler den stümperhaften Partner durchschaut. — Ich fuhr die schwersten mir zur Verfügung stehenden Geschütze auf, versuchte es mit dem langen Lineal, mit dem mächtigen Atlas und schließlich mit einer sinnreich konstruierten Nadel.

Meine Bemühungen blieben erfolglos. Ich kaufte Fliegenleim und raffiniert gebaute Fliegenfallen. Sssisi aber flog nicht auf den Leim, kroch auch nicht in eine einzige Falle, sondern belästigte mich nach wie vor in unerhörter Weise.

Ich war der Verzweiflung nahe und fing von neuem an zu überlegen. Wenn dem Menschen etwas gegen den Strich geht, so ärgert ihn die Fliege an der Wand. Vielleicht ärgerte sich Sssisi darüber, daß mein Schreibtisch unter ihrem Fenster stand. Ich versuchte ihr entgegenzukommen und schob den Schreibtisch in die dunkelste Ecke des Zimmers. Als ich mich aber zur Arbeit niederließ, erwartete mich Sssisi bereits auf dem Rande des Briefbeschwerers. — Da schoß mir mit einem Male die Galle ins Blut. Kampfbereit sprang ich auf die Füße und griff zu den Waffen. Es wurde eine tolle Jagd . . . — Sssisi aber wurde immer frecher. — Ich aber zermarterte mein Gehirn . . . — Ich bin zu dem Ergebnis gekommen, daß Sssisi mit Gewalt nimmermehr beizukommen ist. Ich muß mich ihrer Feinde bedienen, um den böswilligen Peiniger endgültig zu vernichten. — Zu dem Zweck hole ich einen Topf Honig, stelle ihn auf den Schreibtisch und öffne weit die Fensterflügel. Alsbald ist Sssisi zur Stelle.

Friß nur, denke ich, es ist deine Henkersmahlzeit . . . – Mit einem Male ist sie verschwunden. Früher als ich hatte sie eine Hornisse gewittert, die gefährlich brummend den Honig umkreiste und sich dann zum leckeren Mahle behaglich niederließ. — Ich gönnte ihr das Vergnügen, eingedenk der Worte, daß man einem Ochsen, der da drischet, das Maul nicht verbinden soll. — Indes versuchte ich Sssisi aufzutreiben, schüttelte Portieren und Vorhänge, sie aber wagte sich nicht aus ihrem Versteck heraus. — So trieb ich meinen Helfershelfer mit Hilfe des Lineals zur Eile an. „An die Arbeit!" — Das aber nahm die Hornisse mir augenscheinlich sehr übel. Mit einem Ruck erhob sie sich und steuerte mit unglaublicher Geschwindigkeit auf mich los. Ich parierte geschickt mit dem Lineal und fühlte mich schon als Sieger. Da ging das gefährliche Tier plötzlich zu einer neuen Attacke über, umschwirrte mich brummend in immer kleineren Kurven und spritzte blitzschnell ihr Gift in meine Backe, daß ich laut aufschrie . . .

Sobald die Hornisse verschwunden war, kam Sssisi wieder zum Vorschein und schnupperte an der Salmiakflasche herum, die auf dem Schreibtisch stand.

Während ich noch die geschwollene Backe mit Salmiakgeist kühlte, schoß mir ein glücklicher Gedanke durch mein Hirn, das sich nur noch mit Erwägungen befaßte, meine Peinigerin zu vernichten. Es war ein feiner Gedanke . . .

Ich trug Flasche und Honigtopf in die Küche und bereitete in einer Schale eine gesättigte Zuckerlösung, der ich einen Schuß Likör zusetzte . . .

Als ich erwachte, saß Sssisi mit aufgetriebenem Leib breitbeinig mitten auf dem Tintenfaß und glotzte mich nichtssagend an, wie denn überhaupt alles Geistige in ihr erstorben schien. Sie ließ es sich ruhig gefallen, daß ich sie in die Hand nahm und ihre Beine kitzelte.

Ich hätte sie töten können. Doch widerstrebte es mir, mich an einem betrunkenen Gegner zu vergreifen. So nahm ich sie in die hohle Hand und warf sie dem Nachbar, der mich bei der letzten Wahlkampagne verleumdet hatte, durch das geöffnete Fenster ins Studierzimmer.




Buchenwald im Herbst

Ein Stimmungsbild von der Insel Rügen

Links: Hünengrab bei Saßnitz auf Rügen

Unten: Küste bei Saßnitz



In bunten Farben stehen die Gärten, als wäre es ein Fest. — Rot die Dahlien, in weißen und violetten Sammetsternen die Astern, goldleuchtend die Sonnenblumen an den Bauernhäusern, und doch ist das Allerschönste der Wald, der Buchenwald! — Sind es nicht fast seine schönsten Tage im Jahr, diese durchsichtigen klaren Herbsttage, an denen morgens feine, silberglitzernde Schleier wehen und mittags dennoch die liebe Sonne so recht herzenswarm vom lichten Himmel schaut.

Licht und ganz farblos ist er, der Herbsthimmel, wenn der Morgen dämmert, aber dann holt die Sonne alles nach. Einen wahren Feuerzauber von Glut und von Farben wirft sie jeden Abend um sich, ehe sie scheidet. Himmel, Wolken, See und Bäume, Strohdächer und Fensterscheiben, alles in Rot und Gold! — Auch auf den grauen Steinen am Hünengrab liegt warm das Sonnenrot aus der Wolke, und das dunkle Gold des Buchenlaubes rieselt von den Ästen und schmückt sie. — Lauschige Pfade führen durch den flüsternden Wald. Es raschelt unter unsern Füßen, und wir gehen weich wie auf einem Teppich. — Überall farbiges Leben, überall leuchtendes Sterben im Purpurgold des scheidenden Jahres. — Noch zittert der Herbstwind weich durch das Goldgespinst. Er ruft: Geht hinaus! Genießt noch einmal des deutschen Buchenwaldes unendliche Schönheit, ehe seine letzten glühenden Farben stumm auf den braunen Boden sinken! — Denn bald kommen die kalten, grauen, müden Tage, an denen nichts mehr glüht und rauscht, flüstert und singt.

H. Fricke

Füllrätsel

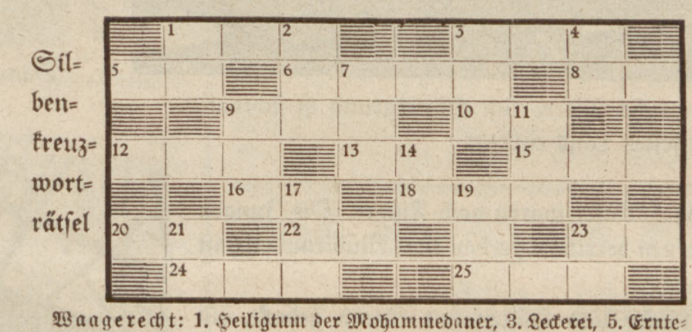
Die Buchstaben: a—a—a—a—a—a—a—a—a—a—a—b—c—d—d—d—d—d—d—d—e—e—e—e—e—e—e—e—e—h—h—i—i—i—i—i—i—i—k—l—l—l—m—m—n—n—n—o—o—o—o—o—o—p—r—r—r—r—r—r—r—r—s—s—s—s—s—t—t—t—t—u— sind so in die Figur einzutragen, daß die richtige Lösung folgender Fragen entsteht. Dann nennen die kreisartigen Felder, von A bis P gelesen, einen Teil des Mittelmeeres. Bedeutung der Wörter: 1. Modernes Verkehrsmittel, 2. Nebenfluß des Po, 3. weibl. Vorname, 4. Düngemittel, 5. asiatisches Reich, 6. Baumart, 7. Wertangabe, 8. Vogel, 9. techn. Errungenschaft, 10. Nagetier, 11. abgemessene Menge, 12. erdkundliches Hilfsmittel, 13. Himmelskörper, 14. Ansprache, 15. Genußmittel, 16. ungefüllt. 731

Silbenrätsel

Aus den nachfolgenden Silben sind 27 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen, ein Zitat von Schiller aus „Maria Stuart" ergeben: ak—an—ar—bel—ber—brin—buch—chry—da—de—del—den—den—di—do—druck—drun—e—e—el—en—fee—fun—ger—grimm—gu—ham—hu—in—ion—ka—kaf—kar—ke—kis—kol—la—land—le—le—leg—lett—ma—mail—me—me—ment—mi—na—na—na—ne—ni—nor—nus—on—ra—ra—rac—ran—re—rei—rei—sal—san—sieb—sul—ta—tan—tel—the—ti—tü—tür—u—u—un—ü—val—vie—zet—. Die Wörter haben folgende Bedeutung: 1. Maskerade, 2. norddeutsches Internat für Landwirtschaftszöglinge, 3. Zorn, 4. Nordseebad, 5. Salatpflanze, 6. deutsche Sagengestalt, 7. bekannte Filmschauspielerin, 8. Nachtvogel, 9. Vorles., 10. Schmelzglas, 11. Baltenstaat, 12. photogr. Apparat, 13. Planet, 14. Kunststickerei, 15. orient. Herrscher, 16. Edelst., 17. Gewerbebetrieb, 18. musik. Übungsstücke, 19. gesellschaftliche Veranstaltung, 20. Bote, 21. Blume, 22. Küchengeräte, 23. Wolfsspinne, 24. italien. Opernkomponist, 25. alkoh. Getränk, 26. Reinigungsmittel, 27. Grundmauer. 697

Wir raten und lachen

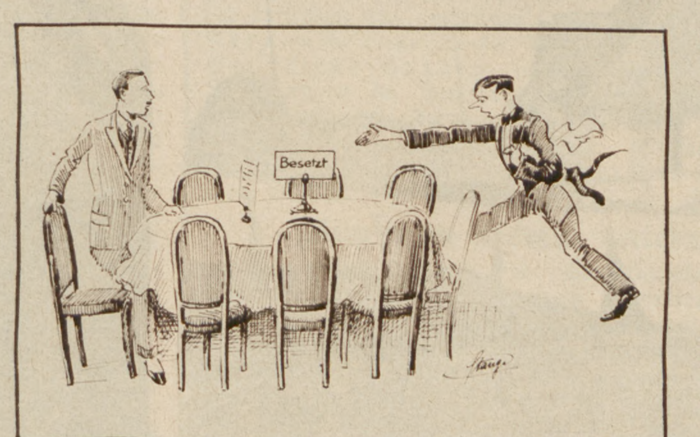
Silbenkreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Heiligtum der Mohammedaner, 3. Leckerei, 5. Erntegerät, 6. Hafenstadt in Japan, 8. römischer Kaiser, 9. Krabbenart, 10. prophetisch Begabter, 12. Oper von Verdi, 13. Stadt in Sachsen, 15. Singweise, 16. Gestirn, 18. Wandteppich, 20. treulos, 22. Frühlingsblume, 23. Speicher, 24. Nachwort, 25. Fernsprecher. Senkrecht: 1. Keramik, 2. Südfrucht, 3. Sonnenschutzdach, 4. technische Störung, 7. Wandelgang, 9. Truppenstandort, 11. Pelzart, 14. Palmenmark, 17. Nachruf, 19. Frauenname, 21. Tugend, 23. Bierbehälter. 671

Die versteckten Wörter

Apfelsine, Dromedar, Eigelb, Illustrierte, Nazareth, Thüringen, Bernstein, Läufer, Storm, Radieschen, Teneriffa. In jedem der obigen Wörter ist ein anderes, kleineres Wort enthalten. Die Anfangsbuchstaben der versteckten Wörter ergeben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines deutschen Dialektdichters. 689



„Aber, mein Herr, Sie sehen doch, daß alles besetzt ist!"

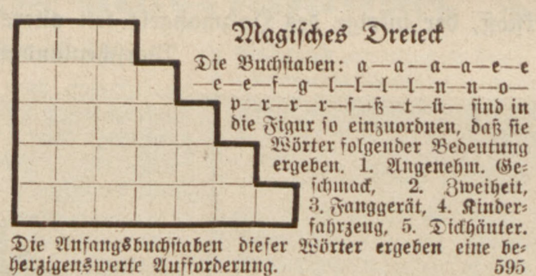
Quadraträtsel

Die Buchstaben: a—a—a—e—e—e—e—e—h—i—l—l—l—m—n—o—o—p—p—r—s—s—t—w—w— sind so in die nebenstehende Figur einzusetzen, daß Wörter folgender Bedeutung entstehen: 1. Brettspiel, 2. Stadt in Holstein, 3. Kleidungsstück, 4. großes Raubtier, 5. europäische Hauptstadt (oe gleich ö). Die Diagonale von rechts oben nach links unten nennt einen sagenhaften griechisch. Fabeldichter. 660

Kindermund

Die Mutter unterhält sich über den letzten Kirchenbesuch. Fritzchen hört zu. Fritzchen: „Mutti, die Kirche ist wohl sehr teuer?" Mutter: „Wieso?" Fritzchen: „Na, weil du mich nie mitnimmst." 688

Magisches Dreieck



Die Buchstaben: a—a—a—a—e—e—e—e—f—g—l—l—l—l—n—n—o—p—r—r—r—s—ß—t—ü— sind in die Figur so einzuordnen, daß sie Wörter folgender Bedeutung ergeben. 1. Angenehm. Geschmack, 2. Zweiheit, 3. Fanggerät, 4. Kinderfahrzeug, 5. Dickhäuter. Die Anfangsbuchstaben dieser Wörter ergeben eine beherzigenswerte Aufforderung. 595

Auflösungen aus voriger Nummer:

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Mut, 3. Aar, 6. Leine, 9. Eugen, 11. Ried, 13. Dame, 15. Inn, 17. Freda, 18. Erben, 22. Aal, 23. Brut, 25. Tell, 27. Hader, 29. Nurmi, 30. Zoo, 31. Met, – Senkrecht: 1. Marne, 2. Tee, 4. Talg, 5. Reede, 7. Ina, 8. Ehe, 10. Udo, 12. Inder, 14. Moral, 15. Ire, 16. Hel, 19. Balbo, 20. Stamm, 21. Ute, 23. Bon, 24. Uhr, 26. Erz, 28. Dieb.

Rösselsprung: Was fliehst du eilend vor der Welt, / Sie bleibt dir doch zur Seite! / Drum sei ein Mann und sei ein Held, / Und stell' dich ihr zum Streite! (Sturm.)

Magische Figur: 1. Isis, 2. Senta, 3. Inder, 4. Stengel, 5. Argos, 6. es, 7. l.

Silbenrätsel: 1. Damast, 2. Antenne, 3. Stearin, 4. Labyrinth, 5. Indigo, 6. Epistel, 7. Derwisch, 8. Donizetti, 9. Aral, 10. Sandwich, 11. Amati, 12. Ute, 13. Seminar, 14. Dompteur, 15. Elve, 16. Rekord, 17. Kastellan, 18. Edinburgh, 19. Horrido, 20. Lavendel, 21. Emigrant, 22. Diskus, 23. Reederei, 24. Intendant, 25. Nehrung: „Das Lied, das aus der Kehle dringt, / Ist Lohn, der reichlich lohnet." Aus Goethe: „Der Sänger".

Alles zu seiner Zeit: Wortspiel.

Kupfertiefdruck und Verlag der Otto Elsner K.-G., Berlin S 42.
Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Ernst Leibl, Berlin NW 52



Deutschland ringt dem Meere Boden ab! Fischer werden zu Ackerbauern

Das Gebiet der bekannten Halligen am Nordseestrand, Deutschlands nördlichster Zipfel mit der Insel Nordstrand, war seit jeher ein Wohnsitz des harten friesischen Fischervolkes. Die Vorfahren des heutigen Geschlechtes hätten es sich nicht träumen lassen, daß ihre Nachkommen eines Tages zu — Ackerbauern werden. — Bekanntlich befaßt sich jetzt die Reichsregierung energisch damit, jenem Meeresgebiet urbaren Ackerboden abzuringen, und baut zu diesem Zwecke riesige Dämme zwischen dem Festland und der Insel Nordstrand aus, die durch Anfügung von Seitendämmen mit der Zeit ein äußerst fruchtbares Anbauland ergeben. So kommt es, daß die Insel Nordstrand langsam einen Teil des Festlandes bilden wird, daß die dort hinführende Schiffslinie verschwunden ist und daß das Fischervolk, welches seit Jahrhunderten diese Küste bewohnt, plötzlich den Beruf wechseln muß. Die Söhne der Halligenfischer werden schon jetzt von der Regierung landwirtschaftlich ausgebildet.

Links: Ihr wetterfestes Gesicht verrät sofort die Halligfischersfrau. Jetzt ist sie fleißig in der neugewonnenen Landwirtschaft tätig



Die Lokomotive des Arbeitszuges fährt buchstäblich durchs Meer. Im Hintergrund ist sichtbar, wie aus dem Wasser langsam festes Land entsteht



Das ehemalige Wattenmeer bedeckt sich mit dichtem Gras

Rechts: Ihre Väter waren noch Fischer. Die Jungen lernen bereits Ackerbau und Mühlenwirtschaft

Unten: Auf den Halligen sind auch heute noch Häuser und Hütten mit Stroh gedeckt, ein Werkstoff, der infolge des Holzmangels seit altersher eine große Rolle auch im Bauwesen der Marschenlandschaft spielt



